

Nr. 76 Bromberg, den 1. April 1933.

Ich allein bin schuldig!

Die Beichte des Ulrich Gutgesell.

Roman von Willy Harms.

Schwerwiegender ist der Zwischenfall Wiebkes in Wendisch-Prebbin.

Als sie mit klopfenden Pulsen durch den kleinen Vorgarten geht und die Tür, über der das zermürbte Geweih eines Zwölfenders hängt, öffnen will, findet sie sie verschlossen. Kein Rütteln hilft. Da geht sie entschlossen um das Haus herum, obwohl ein Kettenhund sich schier umbringen will, um an sie heranzukommen. Aber auch die Hintertür ist verschlossen. Wiebke ist ratlos. Ist sie verkehrt gegangen? Aber das Geweih über der Tür und das gelbe Postschild lassen keinen Zweifel, daß das Haus Scheeve gehört.

Was nun? Ist die Fahrt umsonst gewesen? Muß nun eine Verurteilung erfolgen? Sicher. Nimmer wird das Gericht dem Briefe allein glauben, wenn keine Bekräftigung durch einen Eid erfolgt. Nur Gertrud Weyland kann diesen Eid leisten. Aber wo ist sie? Mit dem Holzwärter im Walde? Dann hilft kein Suchen; dann gibt es nur ein Warten, das keinen Sinn hat.

Wiebke Toorbrink beißt die Zähne zusammen. Die Tränen wollen kommen. Sie weiß nicht, was sie zu tun hat.

Da tritt, wohl durch den sich wie wild gebärdenden Hund aufmerksam gemacht, eine Frau aus dem Nachbarhaus, macht sich auf dem Hof zu schaffen. „Dort ist niemand im Hause."

„Aber wo ist denn — —? Ich suche Fräulein Weyland . . ."

„Vielleicht meinen Sie die Nimmersatt? Der Alte ist mit ihr nach Ollenbeck gefahren. Einen Klaps hat der gekriegt! Will noch Möbel fürs Wohnzimmer kaufen . . . Lieber sollte er sich umsehen nach guten Bohlenbrettern für einen Sarg!"

Wiebke hört nichts mehr, ist mit kurzem Dank nach dem Auto zurückgerannt, um das einige Kinder, den Finger im Mund, neugierig herumstehen; vielleicht haben sie noch nie einen Wagen gesehen, der ohne Pferde fährt.

„Zurück nach Ohlenbeck! Schnell!"

Im „Posthof" ist der Förster abgestiegen, und den grünen Wagen kann man von der Straße aus sehen, und der Ober weiß, daß der Förster und seine Begleiterin nach dem Möbelgeschäft in der Sandstraße gegangen sind.

Und dann steht Wiebke endlich vor den großen Spiegelscheiben und kann lang und tief aufatmen: Im Laden sieht sie einen älteren Mann in Jägeruniform; neben ihm steht eine Frau in ihrem Alter. Nur eine Viertelminute Pause nach dieser Hetze — nur eine Viertelminute lang sich freuen, daß die Hetze nicht umsonst gewesen ist . . .

Wiebke betritt den Laden. Rücksichten auf fremde Ohren darf es nicht mehr geben. Ohne weiteres gibt sie Gertrud Weyland die Hand. „Ich bin Wiebke Toorbrink. Ein Auto ist im „Posthof", um Sie zu holen. Sie müssen heute noch zur Verhandlung!"

Gertrud Weyland nickt. „Sie ist gar nicht überrascht. Sie hat seit Tagen nichts anderes gedacht. An Vater Scheeve wendet sie sich: „Du hast es gehört und weißt, worum es geht!"

Wiebke denkt an die Instruktion des Verteidigers und fragt: „Haben Sie den Brief von — —" Nun will ihr Harders Name doch nicht über die Zunge.

„Von diesem Brief habe ich mich noch nie getrennt."

„Dann ist es gut! Sonst hätten wir zurückmüssen nach Prebbin. Nun können wir schon in drei Stunden in Hamburg sein. Können wir sofort gehen?"

Da zieht der alte Holzwärter seine Uhr. Er weiß, wieviel von der rechtzeitigen Ankunft zur Verhandlung abhängt. „Um drei Uhr achtzehn fährt ein D-Zug von Hagenow-Land. Die Station ist etwa fünfundzwanzig Kilometer von hier entfernt. Die Uhr ist halb drei. Wenn Sie scharf fahren, erreichen Sie den Anschluß. Sie gewinnen mit dem D-Zug mindestens eine Stunde. Wenn es darauf ankommt —?"

„Davon kann alles abhängen. Ich bin einverstanden. Aber — —" Wiebke denkt daran, daß sie nicht das nötige Geld bei sich hat. Der Chauffeur wird sich auch ohne Entlohnung nicht nach Hause schicken lassen. In andeutenden Worten bringt sie ihr Bedenken vor.

„Ich wollte ja größere Einkäufe machen — da kann ich alles schnell regeln!" sagte der Alte. Ihm ist es eine Selbstverständlichkeit, daß er für Maria Nimmersatt eintritt.

Auf der Post, die neben dem Hotel liegt, gibt Wiebke ein Telegramm an den Verteidiger Sanders im Strafjustizgebäude auf. „Zur Verhandlung treffen beide ein mit Brief um vier Uhr fünfundvierzig."

•

Sanders überfliegt das Formular. Er muß an sich halten, um ruhig zu bleiben. Nun wird alles auf den Kopf gestellt werden! Er allein weiß es erst. Ein Siegergefühl hat er. Mag das Band der Zeugenvernehmung weiterlaufen. Es ist bedeutungslos.

Die Stimmung ist den Angeklagten günstig, ist es besonders seit dem mißglückten Angriff des Staatsanwalts. Die Geschworenen haben mit dem Kopf geschüttelt, als Schneeweiß seine ganze Amtsgewalt den Wilken hat fühlen lassen. Der Obmann hat den Vorsitzenden gebeten, an Gutgesell die Frage zu richten, ob er heute noch zu seiner Tat stehe wie in Boltenhagen.

„Wenn damit gemeint sein soll, ob ich heute noch den Vorsatz fassen würde, Fred Harder zu töten, so muß ich diese Frage verneinen. Meine Umwelt ist eine andere geworden. Ich habe einen Enkel, habe also an anderes zu denken als nur an den Tod meines Sohnes. Ich kann verstehen, wenn diese Erklärung als unzureichend angesehen wird; trotzdem kann ich ihr nichts hinzufügen."

Die Geschworenen blicken interessiert auf ihn hinab; gewiß nicht, wie man einen Verbrecher betrachtet.

Daran denkt Egon Sanders, als er das Telegramm in Händen hält. Er beugt sich zu Gutgesell und sagt leise: „Sie werden freigesprochen! Wilken auch!"

Gutgesell hört nur mit halbem Ohr. Auf Äußerungen, die keinen Boden unter den Füßen haben, hat er keine Antwort. Er horcht: Wilkens Zeugnis aus dem Zuchthaus Dreibergen wird eben verlesen; die gute Führung wird hervorgehoben.

Schneeweiß notiert dabei. Er will nicht vergessen, in seinem Plädoyer die Vorstrafe Wilkens zu unterstreichen. Sie wirkt strafverschärfend, da es sich um dasselbe Delikt handelt. Mord mit Überlegung ist nicht zu halten, aber ein leichtes wird es sein, die vorsätzliche Tötung durchzudrücken. Fünf Jahre Zuchthaus . . . Wegen des Rückfalls wird er sechs Jahre beantragen. Gutgesell wird billiger davonkommen. Hoffentlich werden die Geschworenen Rückgrat zeigen, sich nicht vor der Tatsache beugen, daß die sogenannten unlauteren Motive nicht vorliegen.

Der Staatsanwalt studiert die Männer auf der Bank, die heute morgen den Eid geleistet haben, nach bestem Wissen und Gewissen Recht zu sprechen. Mit dem Verteidiger will Schneeweiß schon fertig werden; einen schlapperen Gegner hätte er sich nicht wünschen können. Vielleicht kann er bald mit seinem Plädoyer beginnen? Die Zeugen, die jetzt noch vernommen werden, sind ohne Belang. Die ganze Vernehmung geschieht ja überhaupt nur, um der Prozeßordnung zu genügen. Neues hat noch keiner zu sagen vermocht.

Da ist zum Beispiel Anna Schmidt, das Dienstmädchen der „Abendsonne". Sie wird vom Vorsitzenden ausgequetscht, wie eine Zitrone. Aber Erhebliches holt er nicht aus ihr heraus.

Sie hat sich wegen des Gewitters sehr geängstigt, hat während der ganzen Nacht kaum geschlafen und immer das Licht brennen lassen. Darum kann sie über die Vorgänge ziemlich genaue Zeitangaben machen; etwa, daß die unauffindbare Weyland gleich nach elf Uhr von der Sektorgie aus dem Zelt zurückgekommen wäre, eine Weile in ihrem Zimmer gewirtschaftet und dann das Haus verlassen habe, daß dann um drei Uhr der Schuß gefallen sei. Aber sie hat nicht gewagt, aufzustehen. Was sie sonst noch vorbringt an Klatsch um Harder und seine Geliebte, ist längst gerichtsnotorisch.

Der Vorsitzende läßt, um in der Weylandlinie zu bleiben, den Chauffeur Hamm aus Tarnewitz hereinrufen.

Auch er weiß nichts weiter als das, was er schon in der Voruntersuchung angegeben hat. Die Weyland sei wortlos in den Wagen gestiegen, und da er das Ziel der Fahrt gewußt habe, sei er abgefahren. Sie habe auch in Kleinen kein Wort des Abschieds gefunden. Unheimlich sei ihm das vorgekommen. Aber am nächsten Tage habe er sich nicht gewundert, als er von dem Mord gehört habe. Er glaube gewiß, daß die Weyland mitschuldig sei am Tode Harders.

Der Gerichtsdiener drückt sich leise in die Tür und überreicht dem Verteidiger einen Zettel.

Emminger denkt: Ein typisches Beispiel, wie nachträglich die Tatsachen umkonstruiert werden. Um drei Uhr ist erst der tödliche Schuß gefallen? Also müssen für das verstörte Benehmen der Weyland andere Gründe vorhanden gewesen sein. Der Prozeß gefällt Emminger nicht. Ohne die Weyland ist alles wie ein Haus ohne Dach.

Hamm soll sagen, ob er die Hausdame etwa wegen ihres Gepäcks bis zum Fahrkartenschalter begleitet und etwas gehört hat über das Reiseziel.

Nein, die Weyland hat nur ein Handköfferchen gehabt, und er ist mit dem Wagen gleich wieder umgekehrt.

Dem Landgerichtsrat fällt ein, daß dem Untersuchungsrichter ein Versehen unterlaufen ist. Der Fahrkartenverkäufer hätte vernommen werden müssen. Vielleicht war ihm eine Erinnerung geblieben an die nächtliche Reisende und ihr Reiseziel? Ob er noch eine telegraphische Ladung hinausgehen läßt? „Dann können wir wohl auf die weitere Vernehmung dieser Zeugin verzichten", sagt er und wendet sich mit einer fragenden Bewegung an Schneeweiß. An den Verteidiger, der noch wenig von sich hat hören lassen, denkt er kaum.

Doch da steht Egon Sanders schon und bittet ums Wort. „Ich beantrage, die Hausgenossin Gertrud Weyland als Zeugin zu vernehmen!"

Emminger ist sehr ärgerlich. Er will den Verteidiger unterbrechen und hat Lust, ihn zu fragen, ob er während der ganzen Verhandlung geschlafen habe.

Aber Sanders hat nur eine Kunstpause gemacht und spricht schon weiter. „Ich habe eben Nachricht bekommen, daß diese Zeugin sich im Vorraum zur Verfügung des Gerichts hält!"

Ein rascher Blick ringsum. Die Glieder knacken. Alle recken die Hälse. Atemlose Stille.

„Die Zeugin wird bekunden, wird es erhärten mit ihrem Eid und mit einem nachgelassenen Brief des Fred Harder, daß dieser in der fraglichen Nacht um elf Uhr Selbstmord verübt hat. Es liegt also weder ein Mord noch ein Mordversuch vor, da diese beiden Delikte sich logischerweise nur auf einen Lebenden beziehen können. Die Anklage bricht damit in sich zusammen."

Ulrich Gutgesell merkt nichts von der ungeheuren Erregung, die durch den Saal flutet. Die Wette! denkt er. Die Wette!

*

Die Verhandlung hat mit einem Freispruch geendet. Wie benommen sitzt Ulrich Gutgesell in den nächsten Tagen in seinem Zimmer — das Kontor muß vorläufig noch ohne ihn fertig werden — sieht blicklos auf den kleinen Uwe, der dem Ball nachläuft und aufjauchzt, wenn er ihn eingefangen hat. Es ist eine Selbstverständlichkeit gewesen, daß Wiebke mit ihrem Jungen nach Holtenbrügge übergesiedelt ist.

Ulrich Gutgesell braucht Zeit, um sich innerlich auf den neuen Tag einzustellen. Er freut sich über seinen kleinen Enkel, empfindet es wie ein unerhörtes Glück, daß er unter den Schreibtisch kriechen darf, um den verlorenen Ball wiederzusuchen, daß er Uwe auf seinen Knien reiten lassen kann.

Aber neben dem zaghaften Freuen geht doch immer das Denken an die Verhandlung: an Trud Weyland, die stundenlang — bis in die Nacht hinein — vor den Schranken stand und mit fester Stimme ihre Aussage machte, sich nicht beirren ließ durch verzwickte Fragen des Staatsanwalts, weil sie auf dem Boden der Wahrheit stand; an den weißbärtigen Medizinalrat, der am zweiten Tage über das Obduktionsprotokoll sprach und die Möglichkeit zugeben mußte, daß ein Gift im menschlichen Körper keine Spuren zu hinterlassen brauche; an den zappeligen Schriftsachverständigen, der an Häkchen und Winkeln die absolute Übereinstimmung zwischen dem Brief an Gertrud Weyland und den herbeigeschafften Schriftproben Harders nachwies.

Und dann noch die Augenprobe mit dem armen Wilken, der gar nicht wußte, was mit ihm geschah, als der Optiker ihn große und kleine Buchstaben lesen ließ. Seine Kurzsichtigkeit machte es wahrscheinlich, daß er im Zelt, gar im unsicheren Schein eines Blitzes, nichts von dem bereits eingetretenen Tod Harders bemerkt hatte.

Eine völlige Überraschung war dann Sanders in seinem Plädoyer. Der Junge sprach mit einem Feuer, das ihm nach seiner Zurückhaltung bei der Verhandlung niemand zugetraut hatte. Hart ging er mit dem Vertreter der Anklage ins Gericht, weil dieser sich darauf verbissen habe, daß nach dem Wortlaut von § 43 doch eine Verurteilung erfolgen müsse.

Ulrich Gutgesell durchknetete stündlich alle Einzelheiten und kann sich nicht von ihnen befreien . . .

Auch Wilken geht umher, als ob ihn wieder das Zuchthaus erwarte. Aber das liegt wohl daran, daß er nicht weiß, wie die Sache mit Friedel wird. Gutgesell nimmt sich vor, bald nach Mölln zu fahren. Vielleicht findet er das richtige Wort, um Verschobenes wieder einzurenken . . . Oder ist dies Einrenken Frauensache? Dann muß Wiebke fahren!

— Ende. —

Der Sternhimmel im April.



Beobachtungszeit bei Monatsbeginn etwa 22 Uhr.

Norden: In der Nähe des Zenits der Große Bär, darunter Kleiner Bär mit Polarstern. Am Horizont von links nach rechts Perseus, Kassiopeia, Schwan mit Deneb und Wega in der Leier.

Osten: Hoch am Himmel Arcturus im Bootes. Auf den Horizont zu Herkules, Schlangenträger mit Schlange und die helle Waage.

Süden: Links vom Meridian die Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica, darunter der glänzende Rabe. Rechts oberhalb von der Jungfrau der Große Löwe mit dem Stern erster Größe Regulus. Dem Gesichtskreis entlang zieht sich die aus vielen Sternen bestehende Wasserschlange.

Westen: Im Untergange Orion, rechts daneben der Stier mit Aldebaran. In und an der Milchstraße Fuhrmann mit Kapella, Zwillinge mit Kastor und Pollux und der helle Procyon im Kleinen Hunde.

Planeten: Nicht sichtbar sind Merkur und Venus, also die Planeten, die der Sonne am nächsten stehen. Mars ist bis zum 26. noch vom Erscheinen in der Abenddämmerung bis zum Verschwinden in der Morgendämmerung sichtbar. Ende April geht er kurz nach 3 Uhr unter. Jupiter, im Großen Löwen, ist die ganze Nacht hindurch zu sehen. Saturn, im Steinbock, läßt sich vor Sonnenaufgang im Osten beobachten. Er geht zunächst um 4 Uhr auf und ist dann etwa 25 Minuten sichtbar, Ende April schon bald eine Stunde.

Mond: Am 3. erstes Viertel, am 10. Vollmond, am 17. letztes Viertel und am 24. Neumond.

Sonne: Am 18. April tritt sie in das Sternbild des Widders. Für die Berliner Gegend Aufgang am 1. etwa 5.40, am 16. bald nach 5 Uhr; Untergänge an diesen Tagen etwa 18.40 und bald nach 19 Uhr. Im Laufe des April steigt die Sonne zur Mittagszeit etwa 20½ Sonnenbreiten über dem Horizont empor. Die Sonne hat von der Erde einen mittleren Abstand von 149 Millionen Kilometer und ist 1 253 000 mal größer als die Erde. Dr. W.

Kapergäste und Kohlenpeiler.

Von Wolfgang Federau.

Je größer und je bitterer die Anforderungen werden, die eine aus den Fugen geratene Welt an die heute Lebenden stellt, desto mehr sind die Menschen geneigt, mit einer heimlichen Sehnsucht sich jener verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen es noch keine Maschinen gab. Ja, unser Herz, in dem noch immer ein heimliches Eckchen für romantische Gefühle reserviert ist, trauert den Berufen nach, die es früher gab und heute nicht mehr gibt. Wo sind die „munteren Seifensieder" geblieben? Wer hat noch einen Kerzenzieher bei der Arbeit gesehen? Und wenn sich im Osten, wenn sich vor allem in Danzig auch noch einige solche alten Handwerke in ihrer ursprünglichen Form erhalten haben — man denke etwa an die handwerksmäßige Verarbeitung des Bernsteins! — vieles andere ist doch auch hier schon verschwunden oder zumindest im Absterben begriffen. Noch gibt es ein paar Seiler, aber die Sackträger sind von mechanischen Hebevorrichtungen seit langem abgelöst, der heutige Kornwerfer führt seinen Namen zu Unrecht und der Windmüller wird auch bald nichts weiter sein als eine Erinnerung.

Aber das Leben erneuert sich ständig aus sich selbst, und an die Stelle der hinsterbenden Berufe treten neue, die man früher nicht kannte. Und wieder ist es Danzig, ist es diese alte, schöne Hafenstadt, die dafür ein paar typische Beispiele aufzuweisen vermag.

Etwa die Kapergäste! Man geht fehl, wenn man bei diesem düsteren Wort an Piraten und Seeschlachten und finsteres Mittelalter denkt. Kapergäste sind sehr gegenwärtige, sehr lebendige und durchaus harmlose Leute, die mit Seeräubern nichts zu tun haben. Und wenn man fein sein will, nennt man sie „Leinenbootsleute“ — das ist sozusagen ihre behördliche, amtlich beglaubigte Berufsbezeichnung.

Was tun diese Leute, was haben sie mit Kapern und mit Leinen zu tun? Nun, ganz so abwegig, wie es scheint, ist ihr düsterer Name nicht. Da kommt irgend so ein großer Kasten von fünf-, sechstausend Registertons auf die Reede, liegt draußen in der Danziger Bucht und wartet auf den Lotsen, der von Neufahrwasser aus an Bord kommen und das Schiff in den sicheren Hafen einbringen soll. Mit dem Lotsen zugleich aber fahren vier, fünf offene, mit Motor ausgerüstete Boote hinaus auf die See. Ja, wenn man sie genau beobachtet, hat man den Eindruck, daß sie ein Wettrennen veranstalten. Aber nicht sportlicher Ehrgeiz ist es, der sie antreibt, sondern die Sorge um die Existenz, um die Familie. Wer das Schiff draußen zuerst erreicht, der nämlich schlägt seinen Enterhaken in die Außenhaut des Dampfers und läßt sich von ihm zurückschleppen in den Hafen, dorthin, wo dem Schiff der Liegeplatz bestimmt ist. Dort angelangt, wirft man ihm vom Schiffsdeck die Festmacheleine aufs Boot und er bringt sie hinüber an Land, klettert mit ihr die steile Bordungswand hinauf und legt sie um Poller oder Dalben.

Die großen Schiffe können sich ja im Hafen nicht so einfach bewegen wie draußen auf See, sie sind schwer zu dirigieren, sie benötigen der Unterstützung durch eine oder zwei ausgeworfene Leinen. Es ist also ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Der Dampfer, aus Ersparnisgründen mit der irgend zulässigen Mindestzahl von Seeleuten besetzt, braucht kein Boot zu Wasser zu bringen, braucht sich von seiner Bemannung, die ohnehin jetzt alle Hände voll zu tun hat, nicht zu entblößen. Und der Kapergast oder Leinenbootsmann — nun, er verdient ein paar Gulden und ist wieder einmal für zwei Tage oder drei die Sorge ums tägliche Brot los.

Früher, als noch nicht die Wirtschaftskrise und die Konkurrenz Gdingens den Hafenverkehr Danzigs lähmten, hatte so ein Kapergast sein gutes Auskommen. Da kam alle Augenblicke ein Dampfer, der seiner Hilfe benötigte. Das hat sich inzwischen geändert. Immer geringer wird die Zahl der einkommenden Schiffe, man muß schon sehr dahinter sein, um mal eines zu erschnappen, man muß auch billig sein, um die Kapitäne nicht zu verärgern. Und unzählige Male fährt man bei Sturm und Brandung, bei Nebel und strömendem Regen und beißender Kälte hinaus in die Bucht, um ein paar Stunden später, müde und verzagt und ohne das erstrebte Ziel erreicht zu haben, zurückzukehren.

Ein schweres Brot, ein gefährliches Brot. Und schon mancher dieser Leinenbootsleute ist Opfer der See geworden, ist draußen geblieben, und nur das antreibende, unbemannte Boot kündet von seinem Schicksal.

Weniger gefährlich, aber nicht minder schwer haben's die Kohlenpeiler. Auch dies ein erst in den letzten Jahrzehnten entstandener Beruf, auch nur in einer Hafenstadt wie in Danzig möglich, wo in großen Mengen polnische und englische Kohlen umgeschlagen werden. Wo diese Frachter mit ihrer schwarzen Last liegen, da geht beim Löschen und Laden immer etwas daneben, fällt ins Wasser und versinkt. Große Stücke, kleine Stücke, mal viel, mal wenig. Das versunkene Gut wieder ans Tageslicht zu bringen, ist Ziel des Kohlenpeilers, sein Gerät — das Peilgerät — ein eiserner, halbkreisförmiger Bogen, an dem hinten, einer Reuse ähnlich, ein Drahtnetz befestigt ist. Die Sehne des Bogens bildet eine etwas schräg gestellte Schaufel. Mit diesem an Leinen befestigten Gerät fährt der Peiler im Boot ein paar Dutzend Meter ins Wasser hinaus, fährt wieder an Land und zieht das Drahtnetz langsam zu sich heran. In diesem Netz sammelt sich dabei die auf dem Grund liegende Kohle. Der Hafenausschuß, dem die Verwaltung des Hafens untersteht, zahlt dann eine bestimmte Prämie für jeden Zentner geborgener Kohle.

Neue Berufe, geboren aus der Zeit und aus der Not dieser Zeit. Nicht so gemütlich, wie diejenigen, deren Verschwinden wir beklagen. Aber romantisch sind auch sie gewiß. Nur daß, wer sie ausübt, auf ihre Romantik gern verzichten würde.

Das unsinkbare Flugzeug.

Die britische Flotte unternahm vor einigen Tagen in aller Stille einige sehr interessante Experimente, die von der „Royal Navy“ in den nächsten Wochen wiederholt werden sollen. Ein Flugzeugrumpf wurde von einer Pinasse angefahren. Man zertrümmerte die Flügel. Aber das Flugzeug, das auf dem Wasser schwamm, versank nicht. Man lenkte einen Kreuzer auf das treibende Wrack zu. Es ging unter, aber es kam an der anderen Seite des Kreuzers wieder hoch und schwamm unverzagt fröhlich an der Wasseroberfläche.

Mit diesen Versuchen ist die Brauchbarkeit der neuen, für die englische Luftflotte vorgesehenen Flugzeugkonstruktion bewiesen. Einzelheiten werden streng geheim gehalten. Aber so viel weiß man jedenfalls: die Sicherheitsapparatur kann an jedem Flugzeug eingebaut werden, nicht nur bei Wasserflugzeugen. Mithin sind nach den bisherigen Experimenten alle Sorten von Flugzeugen sicher vor dem Versinken, mögen sie nun Land- oder Wassermaschinen sein. Die Besatzung hat eine starke Chance, gerettet zu werden, da ein vollkommenes Absinken fast ganz unmöglich ist, wie die Experimente bewiesen haben.

Um nur eine ergänzende Sicherung zu erwähnen: In den Spitzen der Flügel befinden sich große Gummiballons, die dort unaufgeblasen liegen. Ist eine Ladung nötig, so braucht man nur an einer Schnur zu reißen, um die Gummiballons in den Flügeln mit komprimierter Luft, und zwar in Sekundenschnelle, zu füllen.

Die englische Flotte macht die weiteren Versuche mit einem Wasserflugzeug und einem Landflugzeug, das sich an Bord des „Courageous“ befindet.

Mit diesen neuen, für den Piloten und den Fahrgast bestimmt wichtigsten Eigenschaften, sind aber die Neuerungen in dem Wunderflugzeug, das nicht versinken kann, nicht erschöpft. Man hat diesem Wunderflugzeug besondere luftgekühlte Motoren gegeben. Die Maschine kann eine Rekordstrecke ohne Brennstoffergänzung zurücklegen. In dem Aeroplan sind neue Abwehrgeschütze eingebaut, die neuesten Photoapparate für Höhenaufnahmen werden automatisch nach dem Höhenmesser bedient.

Wenn die englische Kriegsluftflotte auch die Neuerung unverzüglich einführen wird, so ist es doch noch fraglich, ob man auch für die Verkehrsflugzeuge die Verbesserung und Erhöhung der Sicherheit übernimmt. Man befürchtet, daß dann die Sicherungen zu schnell gestohlen werden könnten.

*

Somit handelt es sich um eine reine Kriegserfindung, die nicht für das große Publikum bestimmt ist. Wenigstens muß man das annehmen nach dem, was in der Öffentlichkeit über die zukünftige Verwendung der sensationellen Erfindung verlautet.

Anscheinend sind ähnliche Luftsäcke im ganzen Bau verteilt. Ob diese Luftsäcke freilich auch noch einen Sinn haben, wenn man dem Aeroplan mit einem Maschinengewehr zu Leibe rückte, ist noch nicht bekannt geworden.

In schlechter Zeit tu nur, was recht:
Dir ist dann diese Zeit nicht schlecht.

Arnim.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.